

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Band: 31 (1975)
Heft: 1

Artikel: Gott lässt regnen und 'sonnenscheinen'
Autor: Sommer, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-421169>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gott läßt regnen und ‚sonnenscheinen‘

Im zweiten Teil des „Uli“ sagt Jeremias Gotthelf, der Berner habe „gar herrliche Worte, die verschiedenen Sorten und Abarten des Geschwätzes zu bezeichnen: dampfen, dämperlen, klapperen, stürmen, schwadronieren, poleten, hässelen, giftlen, schnädern, ausführen, kifeln, rühmseln usw.“ Er weist damit auf eine der Stärken unserer Mundarten hin: sie sind besonders erfinderisch auf dem Gebiet der Alltagswirklichkeit. Einen Beweis für diese Feststellung liefert auch ihr Reichtum an Bewegungswörtern; was gibt es da nicht alles: gaa, loufe, springe... trogle, tüsele, täsele... himpe, waggele, watschle, tschalpe... schlaarpe, schläärpele; es ist dem Leser ein leichtes, die Reihe beliebig weiterzuführen.

Für die Kunst der Mundart, kurze, anschauungsstarke Ausdrücke zu bilden, sprechen ganz besonders die Verben, die für ein Beschäftigtsein mit etwas stehen. Es gibt sie auch in der Schriftsprache: Käse machen heißt ‚käsen‘, Butter machen ‚buttern‘, jünger machen ‚verjüngen‘ usw. Gelegentlich überrascht einen die Eigenprägung eines Schriftstellers, so etwa, wenn Adolf Koelsch im Lebensbild Gottfried Minds (des „Katzenraffaels“, 1768 bis 1814) sagt, es habe damals ein deutscher Maler die Umgebung von Worblaufen ‚landschaftend‘ durchstreift. Aber das eigentliche Revier dieser seltsam geballten Zeitwörter sind die Mundarten. Viele gehören noch durchaus zum allgemeinen lebendigen Wortschatz: beeren (Beeren sammeln), mosten (Most bereiten), bällelen (Ball spielen), bääbelen (mit der Puppe, dem Bääbi, spielen). Wer die Ellenbogen braucht — im wörtlichen oder übertragenen Sinn — ‚ellbögelt‘; ‚ölgötzen‘ heißt dastehen wie ein Ölgötz, ‚alten‘ ist alt werden, der Schatz im Oberländer Volkslied „schönet u schönet, bis ne niemer meh will“.

Doch manches träge Wort ist bereits „archiviert“, sei es in den Mundarterzählungen, sei es in sprachwissenschaftlichen Veröffentlichungen. Karl Uetz braucht einmal („Mys Worbletal“) ‚ache‘ für Ach-Rufe ausstoßen: „Wo wott das use, wo himel-milione! het er g’achet.“ Bei Erwin Heimann („Vor em Fänschter“) ist einer „bim Holze verungfeliget“; da und dort erscheint bei Berndeutschdichtern der Ausdruck ‚waagboume‘ für zögern, werweißen. In Maria Laubers Frutigdeutsch steht ‚hüttne‘ für die Sennenarbeit — in der Alphütte — besorgen; von den Frauen heißt es, sie hätten es „net spitz“ genommen, „we si hii gchindet“ — wenn sie ein Kind bekamen; auf einer verrufenen Alp will niemand mehr ‚chnächte‘, als Knecht dienen (Sagensammlung „Häb Sorg derzue“).

Besonders oft — wie könnte es anders sein — braucht Gotthelf solche bündige Verbalformen. Meyeli ‚erwarmet‘ allmählich im düstern Jowägerhaus, Speisen ‚kalten‘, einem gepreßten Gemüt ‚leichtet‘ es, die Bauerntöchter wollen ‚mannen‘, die Burschen ‚weiben‘ („Es geht niemand übler als mir, wenn du mannest“, sagt eine Mutter zu ihrer Tochter in der Erzählung „Wie Christen eine Frau gewinnt“). Aus den „Erlebnissen eines Schuldenbauers“ stammen die Wendungen ‚den Füchsen verdörnen‘, mit jemand ‚kinderlehren‘, die Kinder ‚ratsamen‘, bei einer Arbeit ‚angsten‘, es ‚guetet‘ bald wieder. Gelegentlich scheint sich Gotthelf in dieser Hinsicht an der Grenze des überhaupt Möglichen zu bewegen: „Mit dem Gegenrecht kommt mir nicht mehr, da gegenrechtet es sich nicht“, läßt er einen Junker sagen. Da, wo Hans Joggi erklärt, er könne keine Verwandten um Hilfe angehen, jeder habe mit sich selbst genug zu tun, heißt es abschließend: „Da vettert und baset man nicht lange.“ Einmal wagt der Dichter sogar das Verb ‚gmeinen‘ für: gemeinsame Sache machen: In Zeiten der Unordnung gehe es den braven Leuten übel, „denn da gmeinen die schlechten von allen Seiten“. An sprachlicher Kühnheit fehlt es auch dem Satz nicht, der liebe Gott habe wohl Anne Marei „z Lieb und z Ehr regnen und sonnenscheinen“ lassen.

Man weiß, daß abgelegene, verkehrsarme Talschaften oft ein patriarchalisch anmutendes Sonderdasein führen. Das wird auch deutlich in einer Arbeit von Walter Henzen über „Altertümliche Sprachzüge in Lötschen“ (1956). Der unvergessene Berner Germanist mit Walliser Heimatschein hat — um 1935 — im Lötschentale eine überraschend große Liste mit Verben des Machens zusammengestellt. Sie enthält neben einfachen („cheesu“, Käse machen, „löibu“, belaubte Zweige für das Schmalvieh schneiden) auch so seltsame Bildungen wie „hoitlinu“, nicken (mit dem ‚Haupt‘), „zubinu“, spritzen (mit dem Wasserstrahl, der ‚Zuba‘), „fleetigu“, putzen, reinigen (flät, fleet, rein, auch hurtig), „tuächu“, Tuch weben, „zwillinu“, Zwillinge gebären. Wenn Tiere mit einer Ohrmarke, einem ‚Läghick“, versehen werden, so heißt das im Lötschen ‚läghicku“... Wie viele Gesichter hat doch unser Schweizerdeutsch!

Hans Sommer